

Erinnerungen einer alten Schwester

Eine Schwester erzählt aus einer längst vergangenen Zeit ihres Lebens:

Als mein Vater starb war ich drei Jahre alt. Die einzige Erinnerung, die ich an ihn habe, ist dass er draußen vor dem Haus saß und ich ihm einen kleinen Teller mit Erdbeeren brachte. Der Grund für meine Erinnerung war wohl, dass ich die Erdbeeren wahrscheinlich am liebsten selbst gegessen hätte. Ein Jahr später verstarb dann meine Mutter. Ich war die Jüngste von zwei Mädchen und sechs Jungen. Nur drei meiner Brüder überlebten den zweiten Weltkrieg.

Acht Jahre lebte ich bei meinem ältesten Bruder. Als meine Geschwister zur Arbeitsarmee gezwungen wurden, zog ich zu meiner Tante.

Die schlimmste damals war wohl diese Armut, verbunden mit Hunger und Läusen. Ich erinnere mich noch, wie meine Tante Kartoffeln sparte. Beim Kartoffelschälen schnitt sie die Kapseln ab und setzte diese mit der abgeschnittenen Seite auf ein Brett mit Holzasche. Danach wurde das Brett bis zur Aussaat im Keller aufbewahrt. Im Frühling wurden die Kapseln sorgfältig in die Erde gelegt. Wenn dann im Sommer jemand betteln kam, hatte meine Tante ein paar Kartoffeln in der Schürzentasche, die sie abgeben konnte.

Ende Juni 1948 kam meine Schwester aus der Arbeitsarmee nach Hause und ich zog wieder zurück zu ihr. Sie bekam von jemandem einen Eimer Kartoffeln. Die Kartoffeln pflanzte sie noch ein, obwohl es schon fast zu spät dafür war. Aber im Herbst haben wir davon ganze 15 Säcke geerntet. Ich steuerte noch einen halben Sack Möhren bei und das war dann unser Essen für das ganze Jahr. Von Brot konnten wir nur träumen.

Als meine Geschwister zur Arbeitsarmee mussten, blieb die Kuh im Stall stehen. Eine Nachbarin holte sie zu sich und nach 6 – 7 Jahren bekamen wir sie wieder zurück. Die Kuh war schon älter und wir hatten kein Futter für sie. Eines Tages fuhren wir mit einem Ochsespann in die Steppe, um nach Stroh zu suchen. Wir fanden nichts, da alles schon mit Schnee bedeckt war. Am Waldrand entdeckten wir einen Strohaufen und ich wollte ihn aufladen. Aber meine Schwester hatte große Angst entdeckt zu werden und wir fuhren leer wieder nach Hause. Die Kuh brachte noch ein Kälbchen zur Welt und starb. Das Kälbchen mussten wir dann auch direkt schlachten, denn nur von „klarer Milch“ aus dem Brunnen konnte es nicht überleben. Trotz dieser schweren Zeit, ist bei uns keiner vor Hunger gestorben - **das waren Gebetserhörungen**. Gott ist seinen Kindern stets nah. Er führt in die Tiefe und wieder heraus.

Die Möglichkeit einen Beruf zu erlernen hatte ich nicht, obwohl ich auf verschiedenen Stellen gearbeitet habe: als Melkerin, in der Banja (öffentliches Badehaus), im Kindergarten und auf dem Feld der Kolchose. Wenn ich mich mit meinen Freundinnen traf, ging es in unseren Unterhaltungen meistens ums Essen, denn davon hatten wir nie genug. Eines Tages sagte zu uns ein älterer Mann: „Irgendwann wird eine Zeit kommen, dann werden wir uns richtig sattessen und es wird noch Brot übrigbleiben!“ Das war für uns damals sehr unglaublich. Ich danke Gott, dass ich diese Zeit auch schon reichlich erlebt habe.

An meinem 38. Geburtstag heiratete ich. Der Mann war Witwer und hatte eine Tochter. Mit dem Motorrad fuhren wir zum Standesamt und 1969 schenkte Gott uns noch eine Tochter.

Wiedersehen mit meinen Brüdern:

Besonders in Erinnerung geblieben sind mir die ersten Treffen mit meinen beiden Brüdern Jakob und Peter nach dem zweiten Weltkrieg.

1952 hatten wir ein paar Rubel zusammengespart und waren am Überlegen was wir davon kaufen sollten, denn es hat uns an allen Ecken und Kanten etwas gefehlt. Wir mussten nicht lange nachdenken, denn kurz darauf bekamen wir einen Brief von unserem Bruder Jakob aus dem Uralgebiet. Er war dort in der Arbeitsarmee und lud uns ein, ihn zu besuchen. Er arbeitete auf einem Güterzug. Zwar war er frei sich vor Ort zu bewegen und auch Besuch zu empfangen, aber er selbst durfte seinen Wohnort nicht verlassen.

Das angesparte Geld reichte gerade für ein einfaches Zugticket ohne Rückfahrt. Das Ticket nach Hause musste dann halt Jakob bezahlen. Ich entschloss mich hinzufahren, obwohl ich noch nie längere Reisen mit dem Zug unternommen hatte. Die Reise würde ca. zwei Tage dauern. Ich hatte meinen Bruder seit über zehn Jahren nicht mehr gesehen. Als er weg musste war ich 14 Jahre alt. In seinem Brief beschrieb er seinen Wohnort ungefähr so: „Ich lebe an einem Ort, wo das Ende der Welt mit Brettern zugemagelt ist. Hier hat der Zug seine Endstation. Weiter fährt er nicht.“ Und so fuhr ich los...

Es war Februar. Meine Filzstiefel hatten Löcher, die ich von innen mit Karton abgedeckt hatte (andere hatte ich nicht). Gekleidet in eine mit Watte gefütterte Arbeitsjacke (Fufajka), kaputten Filzstiefeln und mit einem kleinen Kofferchen begab ich mich auf die Reise. Im Kofferchen hatte ich ein in Zeitungspapier eingerolltes Stück Fleisch dabei als Geschenk für meinen Bruder, etwas anderes hatten wir nicht. Leider war das Fleisch bei meiner Ankunft nicht mehr genießbar.

Je näher ich meinem Ziel kam, desto weniger Menschen wurden es im Zugabteil. Irgendwann saßen da nur noch eine Frau und ein Mann. Die Frau stieg dann auch bald aus und wir blieben zu zweit. Ich war als Mädchen sehr schüchtern und so fing der Mann an mich auszufragen. Ich erzählte ihm, dass ich zu meinem Bruder nach Polunotschnaja (Mitternachtsstation) wolle, dass er auf einem Güterzug arbeitete und in der 3. Baracke wohne. „Ah“, sagte mein Mitreisender, „dein Bruder ist unverheiratet. In der 3. Baracke leben nur ledige Männer. Wie heißt er, vielleicht kenne ich ihn.“ Ich sagte ihm den Namen und er meinte ihn tatsächlich zu kennen.

Irgendwann in der Nacht würden wir unser Ziel erreichen und der Mann fragte mich, ob mein Bruder mich abholen würde. Aber mein Bruder wusste gar nicht, dass ich kommen würde, denn für ein Telegramm hatte das Geld schon nicht mehr gereicht. Ich wollte die Nacht dann halt im Bahnhofsgebäude abwarten und mich morgens auf die Suche machen. Jetzt erfuhr ich aber von diesem Mann, dass es in Polunotschnaja gar kein Bahnhofsgebäude gab. Als der Zug dann endlich in den Bahnhof fuhr und wir ausstiegen, umgab uns totale Finsternis. Eine kalte Februarnacht und keine Straßenlaterne weit und breit. Mein Mitreisender bot mir an ein Stück des Weges mit mir zusammen zu gehen. Nach einer Weile musste er dann links abbiegen und ich sollte rechts gehen. Bei den Baracken gab es einen Wächter und den sollte ich dann nach der 3. Baracke und meinem Bruder fragen. Es war so dunkel, dass ich absolut nichts sehen konnte. Irgendwann sah ich vor mir schemenhaft etwas Dunkles. Es könnte ein Gebäude sein, aber wie weit ich davon entfernt war, konnte ich nicht einschätzen. Ich ging einfach weiter.

Auf einmal hörte ich hinter mir: „Halt! Wo willst du hin?“ Es war der Wächter. Ich fragte ihn nach meinem Bruder, aber er kannte ihn nicht, da er erst seit drei Tagen hier arbeitete. Ich sollte einfach zur nächsten Baracke gehen und anklopfen. Also ging ich weiter auf die Baracke zu. Ich klopfte leise an und natürlich hörte mich niemand. So stand ich da und überlegte, was ich machen sollte. Mir kam der Gedanke, die Nacht vor der Tür abzuwarten. Aber ich wusste genau, dass es dann meine letzte Nacht wäre, weil ich erfrieren würde. Meine Füße waren bereits nass, weil der Karton in den Filzstiefeln schon durchgeweicht war. Und da kam wieder der Wächter vorbei und sagte zu mir ich müsse kräftig an die Tür schlagen, damit man mich auch höre. Damals war es nicht üblich, dass ein lediges Mädchen mitten in der Nacht an die Tür einer Männerbaracke klopfte. Dementsprechend war in mir ein gewisser Kampf. Ich stand vor der Wahl: entweder erfrieren oder kräftig an die Tür einer Männerbaracke zu schlagen. Ich entschied mich für die letztere Möglichkeit und hatte auch schnell Erfolg.

Ein in Unterwäsche gekleideter Mann öffnete die Tür einen Spalt breit und ich schob mich schnell ins Innere der Baracke. Der Mann war wohl etwas überrascht und verschwand schnell hinter der nächsten Tür. Er steckte seinen Kopf durch den Türspalt und fragte mich, was ich wolle. Ich sagte ihm, dass ich die 3. Baracke suche. „Hier ist die 3. Baracke, zu wem willst du?“-fragte er. Ich nannte ihm den Namen und bat ihn meinen Bruder zu wecken. Er sagte nichts und verschwand hinter der Tür. Ich stand unschlüssig da. Wird er meinen Bruder wecken, oder lässt er mich jetzt einfach hier stehen? Nach einer Weile ging die Tür wieder auf und derselbe Mann – nur angezogen – kam in den Flur. Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte, und sagte zu ihm (wir sprachen russisch): „So wecken Sie doch bitte Jakob, ich will zu ihm.“ Und er antwortete mir in plattdeutsch: „Komm rein.“ Da wusste ich, dass ich meinen Bruder vor mir hatte.

In dieser Nacht schlief ich in seinem Bett. Am nächsten Tag ging er mit mir einkaufen. Als erstes kaufte er mir eine Tüte Bonbons. Ich hatte schon sehr lange keine mehr gegessen. Dann bekam ich noch neue Stiefel. Sie hatten Ledersohlen und waren aus Stoff, d. h. für den sibirischen Winter ganz und gar ungeeignet, aber ich war mächtig stolz auf meine neuen Stiefel. Ich blieb eine Woche lang in Polunotschnaja. Jakob stellte mir seine Verlobte vor und ihre Freundin. Bei der Freundin durfte ich dann wohnen, bis ich wieder nach Hause fuhr.

Als ich nach Hause kam, wollte ich meine schönen Stiefel auch unbedingt meinen Tanten zeigen. Sie wohnten zwei Dörfer von uns entfernt. Meine Schwester warnte mich davor in diesen leichten Stiefeln den weg zu Fuß auf mich zu nehmen, aber ich ließ mich nicht überzeugen. Als ich dann unterwegs war, merkte ich bald, dass ich schneller gehen musste, um meine Füße einigermaßen warm zu halten. Doch ich musste nur bis zum ersten Dorf gehen und wurde dann von einem Bekannten im Lkw mitgenommen. Er sprach mich auch auf die Stiefel an. Für mich klang das fast so, als würde er sich lustig über mich machen und daher sagte ich ihm, die Stiefel wären durchaus warm. Was ich ihm nicht sagte, war dass ich froh war, nicht noch länger zu Fuß unterwegs sein zu müssen.

* * *

Als der zweite Weltkrieg ausbrach, leistete Peter seinen Wehr-/Ersatzdienst ab. Er kam in die deutsche und später in die amerikanische Gefangenschaft. Im Jahre 1946 durfte er zurück

nach Russland. Ihnen wurde versprochen, dass sie nach Hause durften. In Wirklichkeit wurden sie in Viehwaggons nach Magadan abtransportiert in die Arbeitsarmee.

Irgendwann heiratete Peter da und als er dann nach Hause kommen durfte, hatten sie auch schon ein dreijähriges Kind. Sie schickten uns ein Telegramm, in dem sie uns mitteilten, auf welchem Bahnhof ankommen würden. Ich freute mich darauf und war mir sicher, dass ich Peter auf jeden Fall wiedererkennen würde.

Also waren wir am überlegen, wie wir sie vom Bahnhof abholen sollten. Einen fahrbaren Untersatz besaßen wir nicht, den mussten wir bei der Kolchose erbitten. Was wir da höchstens bekommen würden, wäre ein Ochsespann gewesen, womit man auch nicht schneller gewesen wäre als zu Fuß. Daher beschlossen wir mit meinen beiden größeren Neffen zu Fuß zu gehen. Wir besorgten uns irgendwo einen Kinderwagen, um den Kleinen zu fahren und mehr als einen Koffer würden die ja eh nicht dabei haben, dachten wir.

Ganz früh morgens machten wir uns auf den Weg in das 10-km-entfernte Dorf (etwa zwei Stunden Fußmarsch).

Als der Zug ankam, gab es nur ein Ehepaar mit einem Kleinkind, das ausstieg, sodass wir wussten: sie sind es. Ich lief auf meinen Bruder zu und wollte ihn stürmisch umarmen, aber er wehrte mich ab und fragte mich, wer ich denn sei. Das war für mich so unerwartet, denn ich war auf eine solche Reaktion nicht gefasst. Für mich war die ganze Zeit klar, dass ich ihn erkennen würde (war bei den wenigen Menschen, die aus dem Zug stiegen, auch kein Problem), was ich aber nicht bedacht hatte: er hatte mich zuletzt als Kind gesehen. Als ich ihm dann sagte, wer ich sei, umarmte er mich dann doch noch.

Er fragte uns dann, wo sie ihre Koffer aufladen könnten (sie hatten drei Koffer!). Als sie dann erfuhren, dass wir noch einen guten Fußmarsch vor uns hatten, waren sie nicht sehr begeistert davon, denn sie waren ja auch schon eine Weile unterwegs gewesen und dementsprechend müde.

Irgendwann unterwegs überholte uns ein Bekannter mit einem Pferdegespann. Er nahm dann meine Schwägerin mit dem kleinen Albert mit, für mehr war auf dem Wagen nicht Platz. Also legten wir die Koffer auf den Kinderwagen und gingen nach Hause.

Die ersten Gottesdienste:

Die ersten Gottesdienste fingen in den 1950er Jahren an, als die Männer wieder aus der Arbeitsarmee zurückkamen. Sie fanden abends statt, wenn Zeit war. In der Saat- und Erntezeit gab es keine Gottesdienste, sodass die meisten in der eher kälteren Zeit des Jahres stattfanden. Kaum einer musste während der Andacht auf die Toilette, weil das Plumpsklo draußen meistens eh zugeschneit war. Das Trinkwasser im Eimer im Flur war auch überwiegend zugefroren, daher hielt sich der Durst auch in Grenzen. Die Kindersonntagsschule begann erst Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre.

Mit 37 Jahren bekehrte ich mich. Schon davor sang ich im Gemeindechor die Sopranstimme. Wir waren nur wenige und die Ansprüche waren nicht so hoch, man musste kein getauftes Gemeindemitglied sein, um im Chor mitzusingen.

Die Gottesdienste heute sind viel reicher als damals. Wir haben viele Brüder, die abwechselnd predigen – früher war es meistens nur einer – und einen kräftigen Chor, der musikalisch begleitet wird. Es gibt mehr Beiträge auf den Gottesdiensten, wie Gedichte, Texte usw.

Gott ist für mich der Allmächtige, der Allwissende, der einzig Gerechte, der Allbarmherzige und Allgegenwärtige, an den man sich zu jeder Zeit und Stunde wenden darf. Am meisten bin ich ihm dankbar, dass ich die Vergebung meiner Sünden durch sein teures Blut habe. Ich bin Gott dankbar für das lange Leben, das er mir geschenkt hat. Dass ich eine Zeit erleben darf, in der nach dem Essen noch was übrigbleibt und den vollen Kühlschrank. Ich bin dankbar für die schönen Gottesdienste und wünsche den jungen Leuten, dass sie Gott treu bleiben, ihm dienen und die Gemeinschaft der Heiligen nicht verlassen.